



HILKE SELLNICK

Danzig

JAHRE DER
FREIHEIT

ROMAN

 PENGUIN VERLAG

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und

Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2025 by Hilke Sellnick

Copyright © 2025 by Penguin Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR)

Redaktion: Dr. Ulrike Strerath-Bolz

Karte: Peter Palm

Umschlaggestaltung: Favoritbüro

Umschlagabbildung[en]: © Arcangel Images /Abigail Miles;

© Shutterstock /Denis Novolodskiy; ©vintage-germany/Vintage Germany

Satz: GGP Media GmbH, Pöbneck

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-328-10874-0

www.penguin-verlag.de

Pawel

August 1863

»Da braut sich was zusammen!«

Es ist halb sechs Uhr am Morgen. Pawel blickt stirnrunzelnd von seiner Schiffszeichnung auf und stellt fest, dass Johanna einen Becher Kaffee und einen Teller mit gebutterten Brotscheiben auf seinem Arbeitstisch abstellt. Er hat sie nicht darum gebeten, ihn zu verköstigen, wenn er in der Paradiesgasse arbeitet, sie tut es aus freien Stücken. Und er muss zugeben, dass sein Protest dagegen nur schwach ausgefallen ist.

»Wo?«, fragt er kurz angebunden, da sie ihn mit erwartungsvollem Lächeln ansieht.

»Es zieht vom Meer herüber«, erklärt sie. »Kann ein ordentliches Gewitter werden.«

Er nickt schweigend, während er die Feder mit dem Messer anspitzt, prüft das Ergebnis sorgfältig und vermeidet es, zu Johanna hinüberzuschauen. Es ist gefährlich, ihrem Blick zu begegnen, wenn sie so lächelt, man könnte schwach dabei werden. Aber der abgewiesene Heiratsantrag nagt immer noch an seinem Stolz – er ist entschlossen, ihr vorerst die kalte Schulter zu zeigen. Die geborene Berend soll merken, dass er nicht der Mann ist, mit dem sie ihre Spielchen treiben kann.

»Es ist besser, wenn du das Unwetter hier abwartest, Pawel«, rät sie und nimmt das Tintenfasschen, um es nachzufüllen. »Wenn

es gleich losbricht, könnt ihr drüben auf dem Strohdeich sowieso nichts ausrichten.«

Er legt die Feder hin und reckt den Oberkörper. Mit dem Unwetter hat sie vermutlich recht, er kann die knisternde Spannung in der Luft spüren, die dem Gewitter vorausgeht. Seit Wochen lastet eine feuchte Hitze auf der Stadt, sodass man um jeden Luftzug dankbar ist, der von der Küste herüberweht. Zwischendrin brechen heftige, kurze Gewitter hernieder, schon zweimal ist ein Kirchturm vom Blitz getroffen worden, und vor Tagen hat es drüben auf der Westerplatte eine hochgewachsene Kiefer erwischt, die lichterloh in Flammen aufgegangen ist.

»Ach was«, knurrt er. »Wird so schlimm nicht werden.«

Drüben auf der Forsterwerft drängt die Arbeit. Zwei Schiffe liegen auf Helling, ein kleiner Fischkutter und eine Zweimaster-Brigg, die Pawel für Jan Jonkers baut. Er hat an die dreißig Arbeiter angeheuert, alles erfahrene Schiffsbauer, die ihren Lohn kosten – Gewitter oder nicht, er muss auf der Werft sein, die Arbeit einteilen und überwachen. Wenn er das nicht tut, werden die Kerle nachlässig, sitzen faul herum und rauchen ihr Pfeifchen für sein Geld. Er wartet, bis sie ihm das Tintenfässchen wieder auf den Tisch stellt, dann zieht er seine Linien, löscht mit Löschsand und schreibt die Berechnungen dazu. Es ist ein weiterer Auftrag, den – zugegeben – Johanna hereingeholt hat. Keine große Sache, aber immerhin eine Schaluppe, ein Einmaster für die Küstenfahrt. Aufträge für größere Schiffe sind rar, was vor allem an der Konkurrenz der großen Werften wie Klawitter oder Schichau liegt – von der Königlich Preussischen Schiffswerft gar nicht erst zu reden. Aber die Forsterwerft kommt zurecht – man kann zufrieden sein.

Ein leises, aber unverkennbares Grummeln in der Ferne kündigt das aufziehende Unwetter an. Johanna ist hinausgelaufen, um die Läden zuzuklappen, der große Hund Sultan ist ihr gefolgt,

allerdings mit eingeklemmtem Schwanz, denn auch er spürt das nahende Gewitter. Durch die offenstehende Tür sieht Pawel, wie ein stechendes Licht über die Nachbarhäuser zuckt. Fensterläden werden zugeschlagen, drüben zerrt die Schusterin eine hölzerne Karre in den Hof, die auf der Gasse vergessen wurde. Er fügt ein paar letzte Zahlen zu der Zeichnung hinzu, dann gibt er es auf. Das Licht wird schon schwächer, gleich wird das Gewitter die Stadt im Griff haben, und dann sieht man für eine Weile die Hand nicht mehr vor Augen.

Der nächste Donnerschlag treibt zuerst Sultan und dann Johanna eilig zurück in die Werkstatt. Pawel erhebt sich seelenruhig und zieht die Arbeitsschuhe an.

»Du willst doch nicht mitten im Gewitter hinüber zum Strohdich laufen!«, empört sie sich.

»Warum nicht?«

»Willst du vom Blitz getroffen werden? Und außerdem wird die Fähre nicht übersetzen, solange das Unwetter tobt.«

Er muss grinsen. Im Grunde gefällt es ihm ja, wenn sie so um ihn besorgt ist. Trotz seiner abweisenden Haltung hat er nach und nach ein paar Zugeständnisse gemacht: Die Frauen dürfen sich um seine Wäsche und Kleidung kümmern und ihn zum Essen einladen, auch benutzt er die Werkstatt des verstorbenen Vaters als Arbeitsraum, wie Johanna es vorgesehen hatte. Die Kammer mit der Schlafstätte, die sie dort für ihn eingerichtet hat, lässt er allerdings unberührt. Er hat sein Quartier in einem Dachzimmer in der Brodbänkengasse eingerichtet.

»Fähre oder nicht – ich komme schon hinüber!«, prahlt er.

Die Wirkung ist ganz wie erwartet – sie ist entsetzt. »Du willst doch nicht etwa diese marode Nusschale benutzen, die am Ufer liegt? Willst du dich mutwillig in die Mottlau stürzen und ertrinken?«

»Ich kann schwimmen«, lacht er vergnügt.

Zornig schüttelt sie den Kopf – oh, sie ist beinahe noch anziehender, wenn sie ärgerlich ist. Dann ist er oft versucht, sie zu packen und ein wenig zu schütteln, um sie dann zärtlich an sich zu ziehen und ... Aber solchen Phantasien darf er sich nicht hingeben. Noch nicht. Noch lange nicht. Er ist keiner, der zweimal in die gleiche Falle tappt. Er wird warten, bis er ihrer sicher ist.

Das Gewitter steht jetzt direkt über ihnen, der Donner kracht, als würde über der Paradiesgasse ein gewaltiger Mörser zerplatzen. Johanna muss sich des Hundes erwehren, der in panischer Angst unter ihrem weiten Rock verschwinden will.

»Hör zu, Pawel«, sagt sie, als sie wieder festen Stand gewonnen hat. »Ich wollte heute Abend etwas mit dir bereden, das für uns beide von großer Wichtigkeit ist. Es wäre schön, wenn du zeitig von der Werft heimkommen könntest ...«

Er hat schon die Tür aufgerissen und will hinaus. Der Himmel hat sich verdunkelt, eine Windbö fegt durch die Gasse und wirbelt den Staub auf, ein Nachbar verschwindet hastig in seinem Hofeingang. Sie möchte etwas mit ihm »bereden«? Von großer Wichtigkeit für sie beide? Es macht ihn neugierig, aber weil er sich nichts vergeben will, tut er gleichmütig.

»Du weißt ja, dass wir die langen Sommertage ausnutzen müssen, damit wir mit der Arbeit vorankommen ...«

»Das weiß ich sehr gut, Pawel. Und trotzdem bitte ich dich, nicht gar so spät zu kommen. Es ist so, dass mir dieses Anliegen nicht leichtfällt und ich sehr auf deine Bereitschaft und auf dein Entgegenkommen hoffe ...«

Wie weich ihre Stimme doch klingen kann, wenn sie es nur will. Sie kann schmeicheln wie ein Kätzchen, seine schöne Stiefmutter. Da hat man verdammte Mühe, stark zu bleiben.

»Ich will es versuchen«, meint er nachlässig. »Versprechen kann ich nichts. Du weißt ja – wenn die Arbeit gut läuft, muss sie zu Ende gebracht werden.«

»Gewiss. Hier, nimm das mit auf den Weg, du hast noch kaum gefrühstückt ...«

Sie packt zwei gebutterte Brotscheiben aufeinander und reicht sie ihm. Was ist nur los? Heute überschlägt sie sich ja vor lauter Fürsorge; man könnte glauben, sie bereite sich auf die Rolle der liebenden Ehefrau vor. Ein hübscher Gedanke, genau darauf sind ja seine Hoffnungen und Wünsche gerichtet. Doch so recht mag er noch nicht glauben, dass sie es ernst mit ihm meint.

Vor einem dreiviertel Jahr hat er ihr sein Herz, seine Sehnsucht, seine Liebe zu Füßen gelegt und sich eine rüde Abfuhr eingehandelt. Gut – sie hat sich später besonnen; als er von seiner Reise nach Kongresspolen glücklich zurückgekehrt war, hat sie andere Töne angeschlagen und sogar angedeutet, sie wäre nun bereit, seinen Antrag anzunehmen. Aber sein verletzter Stolz hat ihn davon abgehalten. Er ist keiner, der sich von einem verwöhnten Patriziertöchterlein nach Lust und Laune herumschieben lässt. Er ist ein ehrlicher, geradeaus denkender Mann, ein Handwerker, der weiß, was er kann und was er wert ist. Für ihn ist »Ja« Ja und »Nein« Nein. Und das Nein, das sie ihm seinerzeit entgegengeschleudert hat, sitzt wie ein Stachel tief in seinem Fleisch. Jawohl, er ist verletzt. Er ist gekränkt. Würde er sich von ihren Schmeicheleien so mir nichts dir nichts erweichen lassen, könnte er nicht mehr in den Spiegel sehen.

Während ihm solche Gedanken durch den Kopf gehen, eilt er über Brücken und durch schmale Gassen hinüber zur Anlegestelle der Fähre und erreicht sie gerade in dem Augenblick, als die schwarzen Wolken über ihm aufplatzen. In dicken Fäden ergießt sich der Regen über die Stadt.

Ärgerlich sucht er unter dem Vordach des Fährmannshauses Schutz und muss warten, bis der Guss vorüber ist. Dabei hat er Zeit, die Butterbrote zu vertilgen, die er unter dem weiten Hemd vor dem Regen geschützt hat. Tatsächlich ist er hungrig; jetzt är-

gert er sich auch, den Kaffee nicht getrunken zu haben, den sie ihm auf den Tisch gestellt hat. Warum soll er sich nicht von ihr und der alten Barbara umsorgen lassen? Er hat Anspruch darauf, schließlich ist er ihr Stiefsohn, und das Haus, das sein Vater Johanna vererbt hat, ist sein Elternhaus. Das Haus der Ehefrau, die Werft dem Sohn, so hat es der Vater vor seinem Tod verfügt. Das war gut und richtig so, er hat seinen Vater immer geliebt und respektiert und bewahrt ihm ein liebevolles Andenken.

Natürlich wäre es viel angenehmer, am Morgen oben in der Wohnung mit Johanna am Frühstückstisch zu sitzen. Mit ihr zu scherzen und zu plaudern, auch Gespräche über die Werft und die Geschäfte zu führen und sie zärtlich zu umarmen, bevor er sich hinüber zum Strohdeich aufmacht. Und noch viel schöner wäre es, am Abend zu ihr zurückzukehren und die Freuden des Ehelebens miteinander zu genießen. Solche Wünsche begleiten ihn Tag und Nacht, selbst bei der Arbeit auf der Werft lassen sie ihn nicht in Ruhe, am Schlimmsten ist es jedoch, wenn sie in seiner Nähe ist und er ihre Anziehung spürt.

Was sie heute Abend wohl mit ihm bereden will? Ist sie vielleicht schon so verzweifelt über seine abweisende Art, dass sie ihm nun ihrerseits einen Antrag machen will? Bei diesem Gedanken wird ihm heiß. Es wäre zwar sehr ungewöhnlich, denn eine Frau hat zu warten, bis sie gefragt wird, so ist der Brauch. Aber Johanna wäre so etwas durchaus zuzutrauen.

»Dann wollen wir mal, Meister Forster!«, ruft der Fährmann in seine Gedanken hinein. »He, Jasper! Hannes! Wo steckt ihr? Wir haben Fahrgäste!«

Tatsächlich warten jetzt mehrere Leute an der Anlegestelle. Drei von ihnen sind Arbeiter, die er auf seiner Werft angestellt hat, die übrigen wollen hinüber zur Königlichen Werft, wo man ebenfalls kräftige junge Leute sucht, die das Handwerk des Schiffsbauers erlernen wollen. Pawel nickt den Kollegen zu, be-

teilt sich jedoch nicht an den Plaudereien und groben Scherzen, die während der kurzen Überfahrt die Runde machen. Stattdessen grübelt er darüber nach, was er tun wird, falls Johanna heute Abend tatsächlich auf das Thema Heirat zu sprechen kommen sollte. Vermutlich wird sie vor allem die geschäftlichen Vorteile einer ehelichen Verbindung hervorheben. So ist sie nun einmal, sie ist eine Berend, Tochter eines großen Handelshauses. Und sie hat damit ja auch nicht unrecht, er braucht sie in der Tat dringend bei seinem Unternehmen, um die Bücher zu führen, die Löhne zu berechnen und sonstige lästige Schreibereien zu übernehmen. Aber wird sie vielleicht auch von anderen Dingen sprechen? Wird sie ihm gestehen, dass auch sie ihm zugeneigt ist? Dass er ihr gefällt? Wird sie vielleicht sogar durchblicken lassen, dass sie ihn liebt und begehrt? In diesem Fall wird es ihm verflucht schwer werden, Haltung zu bewahren.

Aber will er das überhaupt, wenn sie ihm auf diese Weise entgegenkommt? Nun – falls sie tatsächlich alle Vorsicht vergessen und von Gefühlen reden sollte, hätte sie es eigentlich verdient, ebenfalls ein »Nein danke« entgegengeschleudert zu bekommen.

Aber nein, so weit würde er nicht gehen. Er wird ihr zuhören und ihr schließlich erklären, er stünde der Angelegenheit durchaus wohlwollend gegenüber. Ja, das klingt doch recht gut. Wohlwollend. Nur dürfe man eine Heirat nicht übereilen, er brauche Zeit, die Angelegenheit zu überdenken, und dann gälte es ja auch, einiges miteinander abzusprechen und Vorbereitungen zu treffen. So wird er nicht gleich kapitulieren und mit fliegenden Fahnen in ihre Arme eilen, sondern sie noch ein wenig hinhalten. Das ist er sich schuldig.

In bester Stimmung steigt er an Land und begibt sich mit seinen Arbeitern über den schmalen Feldweg hinüber zur Forsterwerft. Es geht auf sieben Uhr, der Vorarbeiter hat die Hauptspannen der Schaluppe noch vor dem Gewitter fertig eingesetzt,

nun geht man daran, die Spanten des Hinterschiffs einzupassen. Er schickt die drei Nachzügler, die sich für die Verspätung entschuldigt haben, zum Teerkochen und schaut dann nach, ob die Spanten auch richtig sitzen.

»Gute Arbeit«, lobt er seinen Vorarbeiter, der Till Johansen heißt und aus Dänemark kommt. Der freut sich selbst über die gelungene Arbeit und deutet grinsend zum Himmel hinauf, an dem jetzt nur noch ein paar flauschige Sommerwölkchen ziehen.

»Kaum waren wir fertig, da wurden wir ordentlich getauft.«

»Kann nicht schaden«, meint Pawel grinsend. »Jetzt wird's schon wieder heiß. Heute Nachmittag werden wir uns nach einer Abkühlung sehnen.«

»So wird's kommen, Meister.«

So heftig das Unwetter war, so wenige Spuren hat es hinterlassen. Noch ist der Boden oberflächlich feucht, doch an einigen Stellen bricht schon der helle, trockene Sand durch, und das Holz der Schiffskörper dampft die Feuchte in der Sonne rasch aus. Pawel lässt an beiden Schiffen gleichzeitig arbeiten, wobei der Fischkutter schon kurz vor Fertigstellung ist und in den kommenden Wochen zu Wasser gelassen werden soll. Dann werden sie noch ein paar Tage für den Innenausbau brauchen, und danach kann das Schiff an den Auftraggeber übergeben werden. Bestellt hat es eine Genossenschaft von mehreren Fischern, die sich zusammengetan haben, um das Boot gemeinsam zu finanzieren. Johanna wird die Rechnung schreiben und sich darum kümmern, dass auf Heller und Pfennig richtig bezahlt wird. In solchen Dingen ist sie unübertroffen, sie kann nicht nur rechnen, sondern auch hart verhandeln und lässt sich auf keine Vergünstigungen oder Aufschiebungen ein. Schließlich brauchen sie das Geld, es müssen Löhne gezahlt, Hölzer und Werkzeug gekauft werden. Auch an Steuern und Abgaben muss man denken, und bei alle-

dem soll Geld für weitere Bauten auf dem Strohdeich beiseitegelegt werden.

Mit der nächsten Fähre kommen die beiden Frauen an, die er zum Kochen angeheuert hat: Er muss ja seine Leute zu Mittag verköstigen, und auch einige Fässer Bier und genügend Trinkwasser sollen immer bereitstehen. Wobei das Wasser umsonst ist, für den Humpen Bier aber gezahlt werden muss. Schnaps gibt es nur zu besonderen Anlässen wie Schiffstauften oder Geburtstagsfeiern, ansonsten hält er nichts davon, dass während der Arbeit gesoffen wird.

Heute sind es nicht zwei, sondern drei Frauenspersonen, die sich über den schmalen Sandpfad der Werft nähern. Die beiden Kochfrauen sind leicht an der einfachen Kleidung zu erkennen. Sie ziehen einen Bollerwagen mit Gemüse und Fleisch hinter sich her, woraus sie die Mittagsmahlzeit zubereiten werden. Die dritte Frau ist von anderer Sorte, sie ist in der Taille eng geschnürt und hat Mühe mit ihrem weiten Rock, der sich immer wieder in den Disteln am Wegrand verfängt. Misstrauisch schaut er zu ihr hinüber und sieht seine Vermutung bestätigt: Es ist Annemarie Jonkers, die Tochter des wohlhabenden Reeders Jan Jonkers. Da Jonkers einer seiner besten Auftraggeber ist, muss Pawel mit dessen Tochter freundlich umgehen, was nicht ganz einfach ist, weil das Mädchen einen schwierigen Charakter hat. Momentan ist sie wieder einmal verlobt, dieses Mal ist der Glückliche Advokat Dr. Alfred Riechert, der eine große Kanzlei in der Breiten Gasse unterhält. Wenn man in einem solchen Fall überhaupt von »glücklich« sprechen darf, denn die hübsche Annemarie pflegt ihre Verlobten zu wechseln wie die Hemden.

Er achtet zunächst nicht weiter auf die Besucherin, sondern packt beim Einsetzen der Sparren mit an und kümmert sich dann um die Leute, die die Innenplanken des Fischkutters anbringen.

Erst nach einer Weile entschließt er sich, den Gast zu begrüßen und auf seiner Werft willkommen zu heißen. Das gehört sich so, das ist er ihrem Vater schuldig. Sie hat sich in der Nähe der beiden Köchinnen auf einem Holzklotz niedergelassen und ist damit beschäftigt, eine Zeichnung anzufertigen. Richtig – sagte Johanna nicht neulich, dass Annemarie Jonkers nur selten ohne ihren Zeichenblock anzutreffen sei und dass ihre Karikaturen schon mehrfach in dem Journal gedruckt worden seien, das Johannas Bruder Ernst herausgibt? Wie heißt es doch gleich? »Die ewige Lampe?« »Die lodernde Flamme?« Nun ja, etwas ähnlich Hochgeschraubtes war es doch. Jetzt fällt es ihm wieder ein: »Die literarische Fackel«.

Fräulein Jonkers hat ihn natürlich gleich erspäht und lächelt ihm schelmisch entgegen. Anziehend ist sie ja und recht hübsch dazu. Sie hat etwas Kindliches an sich, wovon man sich aber nicht täuschen lassen darf, denn ähnlich wie Johanna weiß auch Annemarie Jonkers recht gut, was sie will und was sie nicht will. Nur, dass Johanna in ihren Zielen gottlob klüger und verständiger ist als Mamsell Jonkers, die heute dies und morgen jenes möchte.

»Seien Sie herzlichst begrüßt, Meister Forster«, ruft sie ihm entgegen. »Ich hoffe, es stört sie nicht, wenn ich ein paar Skizzen anfertige? Es sind solch wundervoll skurrile Physiognomien unter Ihren Arbeitern zu finden, und diese bauwürdige Remise bietet eine großartige Kulisse für eine romantische Zeichnung.«

Er hat Mühe, sich zu einem Lächeln zu zwingen. Mit der »bauwürdigen Remise« meint sie die hölzerne Scheune, in der er das Werkzeug verschließt und die neben einem überdachten Unterstand das bisher einzige Gebäude auf seiner Werft darstellt. Was sie mit dem Wort »Physiognomien« meint, kann er nur erraten, aber es werden wohl die Gesichter sein, die er jetzt auf ihrem Zeichenblock erkennen kann. Sehr schmeichelhaft sind sie nicht gezeichnet, eher das Gegenteil.

»Tun Sie sich keinen Zwang an, Fräulein Jonkers«, sagt er höflich. »Ich freue mich, dass meine Werft Ihnen Ideen für Ihre Bilder liefert. Werden wir vielleicht sogar in der ›Literarischen Fackel‹ zu besichtigen sein?«

Sie lacht hell auf, es klingt wie Silberglöckchen. Das typische Lachen einer wohlhabenden jungen Dame aus bester Gesellschaft, die die literarischen Salons der Auguste von Klewitz besucht. Pawel kann solch eingebilddete Weibsbilder nicht ausstehen.

»Das wäre durchaus möglich, Meister Forster«, meint sie und kneift die Augen zusammen, während sie ihn ansieht. Zeichnet sie ihn etwa? Das fehlte gerade noch! Er fährt sich mit den Fingern durch das wirre Haar und stellt fest, dass er das Hemd vorn aufgeknöpft hat, weil ihm bei der Arbeit zu heiß wurde.

»Wenn Sie es wünschen, werde ich den Namen der Werft in der Bildlegende erwähnen«, meint sie freundlich. »Das wäre doch eine schöne Reklame, nicht wahr?«

Er ist wenig begeistert, zumal sie jetzt ins Plaudern gerät und erzählt, dass ihre Zeichnungen sogar in der preußischen Hauptstadt Berlin veröffentlicht würden und dass sie von verschiedenen Blättern, die in anderen großen Städten erschienen, Anfragen hätte.

»Wie erfreulich für Sie«, meint er. »Gewiss wird Ihr Verlobter stolz auf Ihren Erfolg sein.«

»Ach, der!«, ruft sie verächtlich aus. »Nein, Herr Dr. Riechert hat leider gar keinen Sinn für die Kunst der Karikatur. Was ich sehr bedauere ...«

Aha, denkt Pawel. Da bahnt sich wohl schon die nächste Entlobung an. Nun, Herr Dr. Riechert wird es verschmerzen, er kennt ihn zwar nicht persönlich, aber Johanna hat böse Erfahrungen mit diesem Kerl gemacht, sodass er auch ihm zuwider ist.

Der Mittagsgong ist scheppernd zu vernehmen, er besteht aus einem alten Topfdeckel, den man an einem herausragenden

Balken der Remise aufgehängt hat. Pawel lädt seinen Gast galant zum Eintopf ein und ist verblüfft, als Annemarie freudig annimmt.

»Verbindlichsten Dank, Meister Forster! Ach, es ist so lehrreich für mich, die Arbeit auf der Werft zu beobachten«, schwatzt sie daher. »Wie viel Können und Wissen doch im Bau eines Schiffes steckt! Ich habe allergrößten Respekt vor Ihnen, lieber Meister Forster ...«

Wider Willen fühlt er sich geschmeichelt und murmelt ein paar verlegene Dankesworte. Zum Glück macht sie sich bald nach dem Essen auf den Heimweg, wahrscheinlich ist es ihr jetzt zu heiß geworden, denn die Sonne brennt mitleidlos auf den Strohdach herunter. Gemeinsam mit den beiden Köchinnen geht sie zur Anlegestelle der Fähre und bleibt nur einmal unterwegs stehen, um den Sand aus ihren Schuhen zu schütten.

Trotz der Hitze kommen Pawel und seine Leute gut mit der Arbeit voran, und er ist bei aller Vorfreude auf das abendliche Gespräch doch nicht bereit, seine Leute früher als nötig in den Feierabend zu schicken. Erst als die Schatten lang und länger werden und die Sonne hinter dem Bischofsberg versinken will, beendet er den Arbeitstag, freut sich über die guten Fortschritte und schließt das Werkzeug in der Remise ein, zu der nur er und sein Vorarbeiter einen Schlüssel besitzen. Diese Vorsichtsmaßnahme ist mehr als nötig, denn nachts treibt sich am Weichselufer allerlei diebisches Volk herum, für das das teure Werkzeug willkommene Beute wäre. Die Dämmerung setzt schon ein, als er mit der letzten Fähre übersetzt und mit großen Schritten in die Brodbänkengasse eilt, um sich oben in seinem Zimmer für das abendliche Treffen herzurichten. Er treibt ungewöhnlichen Aufwand, wäscht sich mit wohlriechender Seife, rasiert sich Wangen und Kinn und zieht sein bestes Hemd an. Auf die lange Ausgehjacke verzichtet er – einmal

ist es zu warm und zum zweiten soll sie nicht glauben, er hätte sich ihretwegen besonders fein gemacht.

Es dunkelt schon, als er vor dem Haus in der Paradiesgasse ankommt, doch sie hat vorsorglich eine Laterne aufgehängt – er wird erwartet. Die alte Barbara empfängt ihn an der Tür, sie trägt seit einiger Zeit eine altmodische Haube mit Rüschen, die ihr schmales Gesicht mit den dunklen Augen und der spitzen Nase recht eigenartig umrandet.

»Spät kommt er, doch er kommt«, meint sie heiter und schließt die Tür hinter ihm ab.

Oben ist der Tisch gedeckt, es duftet köstlich nach Fisch und Braten, und wenn er sich nicht irrt, hat man auch an eine süße Nachspeise gedacht. Fast bekommt er nun doch ein schlechtes Gewissen, erst so spät erschienen zu sein. Zumal auch Johanna sich für den Abend schön angezogen und das Haar auf neue Weise aufgesteckt hat.

Falls sie ärgerlich auf ihn ist, so lässt sie es sich nicht anmerken. »Setz dich, Pawel«, fordert sie ihn freundlich auf. »Seid ihr heute gut vorangekommen? Ja, wenn die Arbeit läuft, dann darf man nicht unterbrechen, da hast du nur zu recht ...«

Die Frauen legen ihm auf, und er lässt sich nicht lange bitten, trinkt dazu den Wein, den Johanna ihm einschenkt und lässt auch die süße Nachspeise nicht aus. Man redet über Alltägliches, Johanna bedauert, dass die Preise auf dem Markt ansteigen, Barbara vermeldet, dass die Nachbarin heute früh einen gesunden Knaben geboren hat, und er erzählt von Annemarie Jonkers' Besuch auf seiner Werft.

»Im Journal will sie ihr Gekritzel veröffentlichen?«, regt sich Johanna auf, die auf Annemarie nicht gut zu sprechen ist. »Nun – das werde ich verhindern. Alles, was sie zeichnet, verzerrt sie ins Lächerliche, diese Spötterin. Wer weiß, welch seltsames Bild unsere Werft im Journal abgeben würde.«

Unsere Werft sagt sie! Allerhand. Aber es ist im Grunde ein gutes Zeichen. Pawel setzt das Weinglas auf den Tisch zurück und sieht zu Johanna hinüber. Wie schön sie ist! Das üppige, blonde Haar gefällig aufgesteckt, die Wangen vom Wein gerötet, die grauen Augen blitzen unternehmungslustig und sind auf ihn gerichtet. Er muss daran denken, wie sie wohl aussieht, wenn sie das Haar gelöst hat.

»Du sagtest heute früh, dass du etwas mit mir bereden willst ...«

»Ganz recht«, meint sie und gießt ihm Wein nach. »Es gibt da etwas, das mir schwer auf der Seele liegt ...«

Barbara erhebt sich, um das Geschirr hinunter in die Küche zu tragen, und er wartet mit seiner Antwort, bis sie den Raum verlassen hat. Oh, die Frauen haben ein feines Gespür; sicher will die alte Frau sie allein lassen, um Johanna ihr Geständnis zu erleichtern.

»Es hat sich ja nun so gefügt ...«, beginnt sie und rückt ihren Stuhl ein wenig näher zu ihm. »... dass wir beide, du und ich, nebeneinander, aber zugleich auch miteinander leben ...«

Er schweigt und spürt, wie sein Herz rascher schlägt. Tatsächlich, sie scheint auf eine zärtliche Erklärung hinzusteuern.

»Wie meinst du das – miteinander?«

Sie schüttelt lächelnd den Kopf, als frage er nach etwas, was er längst wissen müsste.

»Nun – da greift eins ins andere«, meint sie. »Du zeichnest unten deine Schiffszeichnungen, wir kümmern uns um deine Wäsche. Du bist der Meister auf der Werft – ich führe die Bücher, schreibe die Rechnungen, Sorge dafür, dass die Gelder aus der Schiffsbeteiligung eingehen, bereite die Lohnzahlungen vor ... Das alles tue ich gern für dich, Pawel. Weil ich niemanden wüsste, mit dem ich mich so verbunden fühlte, dem ich ein solches Vertrauen entgegenbringen könnte ...«

»Und ich bin sehr froh darüber, Johanna«, ruft er ganz überwältigt und fasst ihre Hand.

Sie lässt ihn gewähren, wehrt sich auch nicht, als er nun Anstalten macht, sie an sich zu ziehen. Doch anstatt nun mit der gebotenen weiblichen Scham von Liebe zu sprechen, redet sie auf andere Art weiter.

»Froh kannst du auch sein, Pawel, denn ich bin von früh bis spät für dich und für unsere Werft tätig. Aber hast du dir auch einmal Gedanken darüber gemacht, wie ich zurechtkomme? Das Geld, das Berthold mir hinterlassen hat, ist fast ausgegeben, sodass ich bald nicht mehr weiß, wovon ich leben soll.«

Er ist etwas enttäuscht, dass sie nun von Geld redet anstatt von anderen Dingen, die er gern hören würde. Aber nun ja – sie ist eine geborene Berend, und außerdem hat sie vermutlich recht.

»Und wie sollte ich dir in dieser Lage behilflich sein«, fragt er und sieht ihr tief in die Augen. »Sag es mir, Johanna. Lass mich hören, was du dir ausgedacht hast.«

Wird sie die Brücke, die er ihr gebaut hat, betreten? Oh, er will es hören, wie sie ihn bittet, ja anfleht, sie zu heiraten. Er wird sie nicht lange auf die Folter spannen, das kann er gar nicht. Er wird sie in seine Arme nehmen und erklären, der glücklichste Mann unter der Sonne zu sein ...

Sie erwidert seinen Blick, einen Moment lang spürt er ihre Wärme, ihre Stärke, ihre Hingabe.

»Ich habe mir gedacht, dass du mir für meine Arbeit einen festen Lohn auszahlst«, sagt sie dann. »Das ist nur recht und billig, denn normalerweise müsstest du einen Geschäftsführer einstellen, der dich sehr viel mehr kosten würde, als ich für mich beanspruche.«

Er braucht ein paar Sekunden, um zu begreifen, wovon sie spricht. Dann hat er das Gefühl, einen Eimer mit kaltem Flusswasser ins Gesicht zu bekommen. Nichts von süßen Geständnissen oder gar Heiratsanträgen! Sie will Geld. Einen Lohn soll er ihr zahlen.

»Du kannst keinen besseren für diesen Posten finden«, behauptet sie mit großem Ernst. »Du weißt ja, wie sehr unsere Werft mir am Herzen liegt.«

Er holt tief Luft und macht sich daran, ihr die Antwort zu geben, die sie verdient.

Luise

Es ist einfach zu heiß. Luise hat sich zu ihrer gewohnten Mittagsruhe zurückgezogen, doch obgleich die Fensterläden des Schlafzimmers geschlossen sind, dringt die Hitze in den Raum hinein und lässt sie nicht schlafen. Es ist ärgerlich, denn sie hat auch in den vergangenen Nächten kaum ein Auge zugetan, was dazu führt, dass sie tagsüber müde ist und ihre Gedanken nicht beisammen hat.

»Traude! Traaaauude!«

Ach, dieses Mädchen! So hässlich sie ist, so ungeschickt und langsam ist sie auch. Wo steckt sie denn wieder? Wie lange soll sie noch warten? Jetzt dringt auch noch Kindergeschrei über den Flur ins Eheschlafzimmer – das ist ihre Tochter Elisabeth, die vermutlich aus dem Mittagsschlaf erwacht ist und energisch ihren Brei verlangt.

»Minna! Bring das Kind zum Schweigen! Meine Nerven halten diesen Lärm nicht aus!«

Die Zimmertür öffnet sich, und Traudes hagere Figur ist im Dämmerlicht des Flurs zu erkennen. Wie sie es zustande bringt, nahezu unhörbar durch das alte Haus zu schleichen, wird Luise wohl immer ein Rätsel bleiben.

»Haben Sie ein wenig schlafen können, gnädige Frau?«, fragt sie in süßlichem Ton. »Ach, diese Hitze! Unten am Küchenherd glaubt man, bei lebendigem Leibe zu verglühen ...«

Natürlich weiß sie ganz genau, dass Luise kein Auge hat schlie-

ßen können, aber sie fragt trotzdem auf diese scheinheilige Weise. Jetzt macht sie sich mit der Krinoline zu schaffen, die Luise samt dem Überrock abgelegt hat, bevor sie sich zu Bett legte.

»Nicht diesen Rock! Das dunkelblaue Kleid mit den Brüsseler Spitzen«, befiehlt Luise missgelaunt. »Ich gehe aus.«

»Ach Gott – wo habe ich nur meinen Verstand gelassen?«, seufzt Traude. »Die Hitze, gnädige Frau, die Hitze. Natürlich – heute veranstaltet Frau von Kleiwitz ja wieder ihren ›Salon‹, wie konnte ich das vergessen ...«

»Schwatz nicht herum. Geh hinüber und hol das Kleid. Und ein frisches Leibhemd brauche ich auch. Dann machst du mir das Haar und ziehst mir die Strümpfe an ...«

Luise ist völlig durchgeschwitzt. Der Gedanke, die baumwollenen Strümpfe anziehen und die geschwollenen Füße in die engen Schuhe zwingen zu müssen, ist niederschmetternd. Doch um nichts in der Welt wollte sie Augustes »Salon« verpassen. Nicht etwa, weil sie an den dargebotenen »Perlen« aus Musik und Literatur interessiert wäre – dieses Zeug muss man leider über sich ergehen lassen. Aber bei Auguste von Kleiwitz findet sich stets eine Reihe wichtiger Danziger Persönlichkeiten ein, und darum ist es aus gesellschaftlichen Gründen nötig, dort zu erscheinen. Schließlich ist sie die Ehefrau des Theodor Berend, der eines der ältesten und angesehensten Handelshäuser der Stadt besitzt.

O ja – sie ist bestrebt, ihrem Gatten eine würdige Ehefrau zu sein. Noch im Winter hat sie mehrere Einladungen gegeben, die allesamt sehr zufriedenstellend verlaufen sind. Die Damen haben ihren guten Geschmack und die köstlichen Speisen gelobt, die Herren fühlten sich bei Wein und Likören zu angeregten Gesprächen bemüßigt. Sogar Theodor, der sonst in Gesellschaft eher steif und befangen wirkt, hat sich eifrig mit seinen Gästen unterhalten und vermutlich auch das eine oder andere Geschäft in die Wege geleitet. Aber natürlich hat vor allem der Schwager Ernst zu

der angenehmen Stimmung ihrer Einladungen beigetragen, denn sein heiteres Wesen überträgt sich auf seine Umgebung. Es ist schade, dass er so gar keine Freude an Handel und Geschäften hat und seine reiche Begabung mit dem Schreiben irgendwelcher Geschichten oder Gedichtlein verschwendet. Worin ihn zu Theodors Ärger besonders seine Schwester Johanna unterstützt. Aber Johanna hat ja noch nie eine Gelegenheit ausgelassen, dem Berendschen Handelshaus zu schaden.

»Doch nicht so fest!«, schimpft sie Traude, die ihr die Krinoline über das eng geschnürte Mieder bindet.

»Verzeihung, gnädige Frau ... Nein, so eine zarte Taille ist in der ganzen Stadt nicht zu finden ... Sie haben eine Figur wie ein junges Mädchen, gnädige Frau ...«

»Red keinen Unsinn, Traude!«

»Bei meiner Ehre, gnädige Frau: Es ist so, ich kann es nicht leugnen.«

Luise weiß zwar, dass Traude eine perfide Schmeichlerin ist, doch sie lässt es sich heute nicht ungern gefallen. Ja, auf ihre Figur ist sie stolz, sie war immer zierlich und hat die Danziger Frauen, die eher eine Neigung zur Fettleibigkeit haben, darum verachtet. Auch wenn sie nun schon auf die vierzig zugeht, so erscheint sie doch durch ihre schlanke Taille sehr viel jünger, vor allem seitdem sie ihrem blonden Haar mit etwas Farbe nachhilft.

»Bring mir die braunen Schuhe. Und dann sag der Köchin, ich nehme noch einen Kaffee bevor ich das Haus verlasse. Das Abendessen nur für den Hausherrn –mein Schwager wird mich zum Salon begleiten ...«

»Sehr wohl, gnädige Frau ... Ihr Ehemann ließ bereits ausrichten, dass er heute auswärts zu Abend essen wird ...«

»Umso besser ... Dann muss er nicht ohne Gesellschaft speisen.«

Während sie sich mit den engen Schuhen abmüht, beißt sie sich

ärgerlich auf die Lippen. Natürlich weiß auch das Personal, dass der Hausherr gelegentlich eine gewisse »Dame« in einer der Altstadtgassen besucht und auch von ihr bewirtet wird. Eigentlich hatte Luise erwartet, dass Theodor nach der unseligen Geschichte mit Danuta, dem ehemaligen Hausmädchen, erst einmal genug hätte von außerehelichen Aktivitäten, aber da hat sie sich wohl geirrt. Was für eine entsetzliche Schmach, dass er Danuta und ihren Sohn Christian, den gemeinsamen Bastard, den er so liebt, in einer eigenen Wohnung untergebracht hat. Nun, zum Glück hat sich das von selbst erledigt, weil Danuta sich davongemacht hat.

Luise seufzt leise auf. Solche Dinge sind meist ein offenes Geheimnis, das die Ehefrau zu dulden hat, alles andere zöge nur einen Skandal nach sich, der ihr selbst am meisten schaden würde. So hat auch sie die bittere Pille geschluckt und die Abwesenheit ihres Ehemannes an manchen Abenden ohne Kommentar ertragen. Soll er zu dieser Frau gehen, wenn es ihn dazu drängt – es kümmert sie nur noch wenig. Soll er das Eheschlafzimmer meiden und getrennt von ihr schlafen – sie hat sich damit abgefunden. Sie braucht ihm keinen Sohn mehr zu gebären, sie haben eine gemeinsame Tochter, die eines Tages das Handelshaus und den gesamten Besitz der Berend erben wird.

Jawohl! Ihre Tochter Elisabeth ist die alleinige Erbin des Berendschen Handelshauses. Welch ein Triumph! Danuta ist fort, sie hat Danzig vor einem halben Jahr verlassen und ihr uneheliches Balg mitgenommen. Der kleine Bastard, an dem Theodor mit einer wahren Affenliebe hing, ist aus dem Weg. Niemand weiß, wo er und seine Mutter sich aufhalten, es gibt sogar Gerüchte, Danuta habe sich mit Oskar Possert, einem ehemaligen Angestellten des Hauses Berend, zusammengetan und sei mit ihm und dem Kind nach Amerika ausgewandert. Wenn es nur so wäre! Wenn sie doch alle drei auf der Überfahrt Schiffbruch erlitten und jämmerlich ertrunken wären!

Aber auch so ist Luise sicher, dass sie Danuta und den verhassten Christian niemals wiedersehen wird. Warum? Sie betet jeden Sonntag in der Marienkirche zu Gott, er möge ihre Ehe erhalten und stärken und ihren Ehemann vor Sünde bewahren. Auch hat sie der Kirche eine beträchtliche Spende zukommen lassen. Gott der Herr kennt die Sünder und Ehebrecher, er belohnt die Gerechten und schützt die Schwachen, und darum wird er ihre Gebete erhören.

Kritisch schaut sie in den Spiegel, der über dem Waschtisch mit der Marmorplatte hängt. Da die Fensterläden wegen der Hitze geschlossen sind und nur wenig Licht durch die Spalten in den Raum dringt, erscheint ihr Gesicht beinahe faltenlos. Allerdings auch sehr bleich. Sie nimmt die Schmuckkassette aus dem Schrank, steckt Ringe und die Perlenbrosche an. Die silbernen Ohrgehänge wird sie sich sparen, sie sind unbequem, und außerdem hat sie Sorge, eines der wertvollen, von der Schwiegermutter geerbten Schmuckstücke zu verlieren.

Es bleibt noch ein wenig Zeit, bevor sie sich gemeinsam mit dem Schwager auf den Weg machen muss, daher tritt sie in den Flur, um hinunter ins Wohnzimmer zu gehen und dort ihren Kaffee zu trinken. In diesem Moment öffnet sich jedoch die Tür des Kinderzimmers, und ein blondlockiges Engelein im weiten Hemd wackelt auf festen Beinchen über die Schwelle. Beim Anblick der dunkel gekleideten Frau bleibt Elisabeth zögernd stehen und steckt den Daumen in den Mund. Dann entschließt sie sich ganz plötzlich, mit fröhlichem Lachen auf Luise zuzulaufen.

»Minna ... Minna Brei holt ...«, brabbelt sie und greift mit beiden Händchen in Luises Rock, um sich dort festzuhalten.

»Willst du das wohl lassen!«, ruft Luise erschrocken. »Minna! Nimm das Kind, rasch! Sie ruiniert mir das Kleid. O Gott, sie hat klebrige Finger ...«

Die junge Angestellte stürzt hastig herbei und will die Kleine

auf den Arm nehmen, doch Elisabeth ist nicht bereit, den schönen, glänzenden Stoff loszulassen, und klammert sich daran fest.

»Lass los, du kleiner Teuffel!«, kreischt Luise und schlägt auf das Kind ein. »Willst du wohl gehorchen?«

Ihre Schläge zeigen nur wenig Wirkung, und als Minna der Kleinen den Stoff mit Gewalt aus den Fingern reißt, fängt Elisabeth zornig an zu weinen. Gott – wie laut dieses Kind schreien kann! Man wird es bis zum Langen Markt hin hören.

»Es tut mir schrecklich leid«, stammelt die entsetzte Minna, die das strampelnde Kind zu bändigen versucht. »Sie kann jetzt Türen öffnen, gnädige Frau. Gestern ist sie sogar auf einen Schemel gestiegen, weil sie aus dem Fenster sehen wollte ...«

Gerade will Luise der Angestellten raten, die Kleine auf ihrem Stühlchen festzubinden, wie es sich gehört, da tut sich eine Kammertür auf, und ihr Schwager Ernst tritt in den Flur. Eilig geht er auf Minna zu, die immer noch bemüht ist, das zornig brüllende Kind auf ihrem Arm festzuhalten.

»Ja, was ist denn geschehen?«, ruft er aus. »Was hat denn mein kleiner Schatz? Ah, ich sehe schon – die böse Mama hat dich geärgert ...«

Kaum hat er die Kleine auf den Arm genommen, da ist sie still, legt die Arme um den Onkel und schmiegt ihre tränennasse Wange an seine Weste.

»Du solltest wirklich bald eine eigene Familie gründen, lieber Ernst«, bemerkt Luise bissig. »Dein Talent zur Kinderfrau ist nicht zu übersehen.«

Er lacht und nimmt es ihr nicht übel, schäkert ein wenig mit der Kleinen, stellt sie dann auf den Boden und kniet sich nieder, damit sie auf seinem Rücken reiten kann. Und das, obgleich er schon zum Ausgehen angekleidet ist und die hellen Hosen so empfindlich sind! Ach, dieser Kindskopf! Wie verschieden doch die Brüder sind. Ihr Theodor, der so düster und verschlossen ist,

aber seine Ziele hartnäckig verfolgt, und der Schwager Ernst mit seiner unbefangenen Art, der vor allem bei den Damen beliebt und begehrt ist, aber nicht so recht weiß, was er mit seinem Leben anfangen soll. Augenblicklich schreibt er wohl an einem Roman – eine Beschäftigung, zu der er jede freie Minute verwendet und die sinnloser nicht sein könnte. Luise ist in diesem Punkt ganz der Ansicht ihres Ehemannes: Es ist schade, dass ein junger Mensch seine Lebenskraft mit solchen Albernheiten verschwendet.

Der gesüßte Kaffee wirkt zwar anregend auf ihren Kreislauf, bringt sie jedoch schon wieder zum Schwitzen, was besonders in diesem Kleid unangenehm ist, da sich unter den Achseln Schweißränder bilden könnten. Theodor lässt Ehefrau und Schwager ausrichten, er sei nach Neufahrwasser hinauf, um eine Schiffsladung Getreide entgegenzunehmen, danach würde er mit Geschäftsfreunden speisen. Morgen erwarte er seinen Bruder noch vor acht Uhr im Kontor.

»Er kann's nicht lassen, der Leuteschinder«, knurrt Ernst. »Ich wette darauf, dass er mich zum Artushof schickt, wo ich alle möglichen Leute treffen und Geschäfte tätigen muss.«

»Eine verantwortungsvolle Aufgabe, lieber Ernst«, bemerkt Luise mit bedeutungsvollem Kopfnicken. »Mancher wäre stolz, ein solches Vertrauen zu genießen.«

Er lacht, als sei er ganz anderer Ansicht, und bietet ihr galant seinen Arm, um gemeinsam in die Heilig-Geist-Gasse zu gehen. Unter dem anderen Arm trägt er wieder einmal ein Bündel dicht beschriebener Papiere – ein weiteres Kapitel seines Abenteuerromans, aus dem er ohne Zweifel heute Abend vorlesen wird. Die Geschichte ist tatsächlich recht kurzweilig, das muss Luise zugeben. Man kann zuhören, ohne dabei einzuschlafen. Kein Vergleich mit den langen Traktaten des geschätzten Elias Ostertag oder gar mit den gefühlsduseligen Gedichtlein ihrer Freundin Anna Ernestine Becker. Ach ja, ganz sicher wird Cäcilie Jonkers

mit der Tochter Annemarie anwesend sein, vermutlich auch ihr Ehemann und der Kaufmann Heinrich Gebauer, die allesamt für das Handelshaus Berend von Wichtigkeit sind. Neulich wurde sogar gemunkelt, dass die Gattin des Oberbürgermeisters von Winter den Salon mit ihrer Anwesenheit schmücken wolle – was bisher leider noch nicht geschehen ist.

Da es noch früh ist, gehen sie langsam, bleiben hie und da stehen, um drei Worte mit Bekannten zu wechseln, und Luise nimmt sich die Zeit, an einem Stand auf dem Kohlenmarkt ein hübsches Blumengebinde für die Gastgeberin zu erwerben. Lange werden die Rosen wohl nicht halten bei der Hitze, aber sie darf nicht geizig erscheinen, schließlich hat sogar Johanna beim vergangenen Treffen einen Blütenkranz mitgebracht. Der sah zwar recht selbst gepflückt aus, aber die einfältige Auguste hat vor Rührung Tränen in den Augen gehabt.

Luise ist schließlich froh, das Haus in der Heilig-Geist-Gasse zu betreten, denn in dem dunklen Kleid ist die Sonne besonders schwer zu ertragen. Das Wohnzimmer ist wie immer dicht besetzt, man hat alle Stühle des Hauses zusammengetragen und sogar drei Küchenschemel bereitgestellt, aber erfahrungsgemäß müssen einige Herren mit den Armlehnen des Sofas vorliebnehmen oder stehen. Luise wird von der molligen, blondlockigen Gastgeberin aufs Herzlichste begrüßt, doch gleich darauf wieder völlig ignoriert, da sich Auguste von Klewitz ihrem geliebten Schützling Ernst Berend zuwendet.

»Oh, mein liebster Freund! Ich habe die neue Ausgabe unseres Journals schon redigiert, wenn Ihnen nachher noch ein wenig Zeit bleibt ...«

»Aber keine Frage, gnädige Frau. Ich bin überaus neugierig, wie sich mein Text mit Johannas Zeichnungen zusammenfügt ...«

Dann eilt er an seiner Gönnerin vorüber, um seine Schwester Johanna zu umarmen. Unglaublich, dass sich diese Person so un-

befangen in der besten Danziger Gesellschaft bewegt und häufig im Salon sogar das große Wort führt. Dabei weiß die ganze Stadt, dass die Witwe des Handwerkers Berthold Forster in unsittlichem Verhältnis mit ihrem Stiefsohn Pawel Forster lebt, der sie – so sagte neulich Annemarie Jonkers – täglich in ihrem Haus besucht. Aber was will man auch von einer solchen Frau erwarten, die schon als junges Ding mit einem Pianisten davongelaufen ist und dann einen primitiven Handwerker geheiratet hat. Und wie sie daherkommt! Es sieht doch jede, die nicht mit Blindheit geschlagen ist, dass die wenigen Kleider, die Johanna besitzt, aus Stoffen genäht sind, die man bereits an Auguste von Kleiwitz erblicken konnte. Nun ja – die beiden sind Busenfreundinnen, da ist nichts zu machen. Aber auch Auguste wird irgendwann einsehen, dass eine Frau mit einem derart schlechten Ruf eine schwere Belastung für ihre gesellschaftliche Stellung bedeutet.

Luise lässt sich zu einem kurzen Neigen des Kopfes herab, während sie an Johanna vorbeigeht, und begrüßt ihre lieben Freundinnen, die sie herzlich willkommen heißen. Anna Ernestine hat ihr einen Platz auf dem Sofa freigehalten, wo sie nun zwischen Cäcilie Jonkers und der kleinen Maria Gebauer eingeklemmt sitzen darf. Man stöhnt über die Hitze und betätigt eifrig die Fächer, wischt sich mit spitzengeränderten Taschentüchern den Schweiß von der Stirn und trinkt literweise starken indischen Tee. Die kleine Maria schaut mit sehnsüchtigen Augen zu Ernst Berend hinüber, der soeben Jan Jonkers und dessen Gattin begrüßt. Das Mädchen ist zwar keine Schönheit, aber sie hat ein sanftes Wesen und ist noch dazu die Tochter eines wichtigen Geschäftspartners – Ernst täte gut daran, sich um sie zu bemühen, bevor sie an einen anderen verheiratet wird. Aber ihr Schwager ist nun einmal ein Träumer. Anstatt an das Gedeihen des Handelshauses zu denken, macht er Auguste den Hof, die doch mit dem preußischen Rittmeister Klaus von Kleiwitz verheiratet ist und

vor einem halben Jahr Mutter wurde. Und das nach einer ganzen Reihe von Ehejahren, da sie schon glaubten, kinderlos zu bleiben. Einen Sohn hat sie geboren – nun ja, manche Frauen sind vom Schicksal bevorzugt, andere haben das Unglück, nur eine Tochter auf die Welt zu bringen.

Trotzdem findet Luise das Theater lächerlich, das Auguste um dieses Kind macht. Sogar während des »Salons« muss der kleine Wilhelm herumgezeigt werden. Dann ergehen sich die Damen in Ausrufen wie »Ach, wie bezaubernd!«, »Was für ein kleiner Engel« oder »Ganz der Papa!«, und Auguste wird nicht müde, von den ersten Zähnen zu sprechen, die sich bei ihrem Liebling zeigen und die ihm solche schlimmen Schmerzen bereiten. Du liebe Güte! Luise kann sich nicht erinnern, wann Elisabeth Zähnen gewachsen sind oder wann sie das erste Mal gelaufen ist. So etwas ist Sache des Kindermädchens, sie selbst wird sich um ihre Tochter kümmern, wenn sie verständiger ist, und dafür sorgen, dass sie eine strenge Erziehung erhält, wie es der Erbin eines großen Handelshauses zukommt.

»So in Gedanken, gnädige Frau? Ich hoffe, es ist Ihnen nicht unangenehm, von mir angesprochen zu werden ...«

Sie erschrickt, denn ihr gegenüber hat jetzt der Advokat Dr. Riechert auf einem der Schemel Platz genommen und scheint auf eine Unterhaltung aus zu sein. Er ist kein gutaussehender Mann, vor allem seine Nase, die allzu lang und spitz ist, verleiht seinem Gesicht einen unangenehm gierigen Ausdruck. Doch wenn er in Gesellschaft ist, wirkt er trotz seines ungünstigen Äußeren recht charmant, denn er hat eine gewandte Art und versteht es, sein Gegenüber für sich einzunehmen. Luise weiß, dass Theodor den Advokaten Dr. Riechert nicht leiden kann, ja, er scheint ihn sogar regelrecht zu verabscheuen, aber dennoch beauftragt er ihn hie und da mit Gerichtsangelegenheiten. Auch Luise hat Dr. Riecherts Hilfe schon in Anspruch genommen,

wobei diese Angelegenheit äußerst delikats war und sie sich seitdem auf sein Schweigen verlassen muss.

»Oh, wie können Sie so etwas nur annehmen, lieber Dr. Riechert«, gibt sie höflich zur Antwort. »Verzeihen Sie meine Unaufmerksamkeit – die Hitze macht mir ein wenig zu schaffen ...«

»Ja, es ist recht warm«, findet auch Riechert. »Bestes Wetter, um ein altes Haus wieder herzurichten. Heute haben die Stuckateure ihre Arbeit an der Fassade aufgenommen ...«

»Und für welche Darstellungen haben Sie sich entschieden, lieber Dr. Riechert?«, mischt sich Cäcilie Jonkers ein, die immer und überall ihren Senf dazuklecksens muss.

Riechert hat vor zwei Monaten ein Haus in der Jopengasse erworben, das ehemals August Blott gehört hat. Der arme Blott ist im Februar dieses Jahres verstorben, und weil er ein angesehenes Kaufmann aus bester Familie gewesen ist, hat man ihn mit allen Ehren zu Grabe getragen. Seine Freunde haben zusammenlegen müssen, um die Beerdigung zu zahlen, auch Theodor hat sein Scherflein beigetragen, denn Blotts einstiges Vermögen ist dahin, sein Schwiegersohn Eugen Albertus hat es durch Leichtsinn und glücklose Geschäfte durchgebracht. Das ist auch der Grund, weshalb sich Friederike Albertus, die früher so eifrig den Salon frequentiert hat, nicht mehr blicken lässt. Sie lebt mit ihrem Ehemann und den beiden Kindern jetzt unter recht schäbigen Verhältnissen in der Nähe der Katharinenkirche und schämt sich ihrer Armut. Ach ja, es muss hart sein, wenn man in einem großen Haus aufgewachsen ist und dann so tief herabsinkt. Nun – Gott der Herr wird wissen, warum er ihr dieses Schicksal auferlegt hat. Es ist schade, denn sie ist eine recht gute Freundin gewesen, aber natürlich wird Luise sich hüten, weiteren Kontakt mit Friederike zu pflegen. So etwas könnte ihrer gesellschaftlichen Stellung abträglich sein.

Dr. Riechert verbreitet sich inzwischen über die geschmack-

vollen Stuckaturen, die er am Beischlag und an der Front des Blottschen Hauses anbringen lassen will. Fabelwesen und Götter werden es sein. Ein Neptun und ein Hermes, dazu eine Justitia und auch eine Seejungfrau, ein Mischwesen zwischen Fisch und Frau, wobei er mit einem kleinen Lächeln preisgibt, dass der Künstler darauf bestand, den Oberkörper der Seejungfrau ganz unbedeckt darzustellen.

Als er bei diesem aufregenden Detail angelangt ist, wird er von der Gastgeberin unterbrochen, die nun wie gewohnt ihre Gäste wortreich begrüßt und die Künstler ankündigt, die den heutigen Abend verschönen werden. Luise ist wenig interessiert und mustert stattdessen die Reihen der Anwesenden, stellt fest, dass Frau von Winter auch dieses Mal nicht gekommen ist, und ärgert sich, weil Jan Jonkers auf der Seitenstütze von Johannas Sessel sitzt und ihr lächelnd etwas zuflüstert. Unfassbar, wie die Männer jeglichen Alters um diese Person herumscharwenzeln. Steht dort drüben an der Wand nicht der junge Felix Gebauer, der – wie man hörte – sein Studium in Königsberg erfolgreich abgeschlossen hat? Auch er wendet keinen Blick von Johanna Forster – eine Schande.

Während sich nun ein bleicher Jüngling an den Flügel begibt und das Instrument mit wütenden Fingern traktiert, wandern Luisens Augen wieder zu Dr. Riechert. Dieser Advokat hat sich erst vor einem guten Jahr in Danzig niedergelassen, aber inzwischen sieht es so aus, als mausere er sich bereits zu einem der wohlhabendsten Bürger der Stadt. Wie er das Blottsche Haus an sich gebracht hat, darüber gibt es verschiedene Gerüchte, aber es scheint, dass er die Gläubiger, denen das verschuldete Anwesen zufiel, durch gewisse Machenschaften dazu gebracht hat, es ihm für geringes Geld zu verkaufen. Wenn er tatsächlich Annemarie Jonkers heiraten wird, dann gehören ihm eines Tages auch die große Reederei und die Immobilien, die sich in Jonkers Besitz be-

finden. Aber darüber ist das letzte Wort gewiss noch nicht gesprochen, denn Annemarie Jonkers hat bereits mehrere Verlobungen wieder gelöst. Darunter auch die mit Ernst Berend, der bis heute unter dieser unglückseligen Geschichte leidet.

Der Abend zieht sich in die Länge. Nun muss sie mehrere Gedichte anhören und gebührendes Lob aussprechen, danach kratzt ein junges Mädchen die Geige ganz fürchterlich, und der Vortrag des Dichters Arthur Hampel gibt Luise den Rest. Oh, wie ihr Kopf jetzt schmerzt! Wenn sie doch ein Pulver nehmen könnte, aber sie hat keines bei sich und mag Auguste auch nicht darum bitten. Stattdessen trinkt sie in der Pause die siebte oder achte Tasse Tee und nimmt zwei Mandelkekse zu sich, von denen ihr sogleich speiübel wird. Aber sie hat gelernt, Haltung zu bewahren, daher beteiligt sie sich tapfer an den Gesprächen über englische Wollstoffe und die neue Modistin in der Breiten Gasse, die ganz ungewöhnlich geschmackvolle Hüte für den Herbst ausgestellt hat. Es entgeht ihr auch nicht, dass Johanna den kleinen Wilhelm auf den Arm genommen und herumgetragen hat und sich dann ganz unbefangen zu den Herren gesellt, die sich in der Pause zum Rauchen ins Herrenzimmer zurückziehen, um dort über Geschäfte zu reden.

»Wie sie sich den Männern anbiedert«, flüstert Anna Ernestine. »Man muss sich ja schämen!«

»Und was sie redet«, wispert Rebecca Ostertag empört. »Als wüsste sie nicht, dass eine Dame niemals von Politik und Geschäften spricht.«

»Ja, wirklich«, bestätigt auch Sofia, Rebeccas ältere Tochter. »Sie mischt sich in Dinge, die eine Frau nun wirklich nichts angehen!«

»Wenn ich die liebe Auguste nicht so schätzen würde«, seufzt Anna Ernestine. »Ich könnte es keine Sekunde mit Johanna Forster im gleichen Raum aushalten!«

Diese Gespräche, bei denen sich Luise vornehm zurückhält, erfreuen ihr Gemüt derart, dass sie den Rest des künstlerischen Programms fast ohne Kopfschmerz ertragen kann. Zumal es sich um die Lesung ihres Schwagers handelt, die doch recht flott daherkommt und wie immer mit frenetischem Applaus belohnt wird. Ein Wunder, dass die Damen ihn nicht auffressen, so eifrig bedrängen sie ihn nach der Lesung mit ihren Bitten und Fragen.

»Wann dürfen wir endlich mit dem Erscheinen dieses Meisterwerks rechnen, lieber Berend? Ich habe subskribiert ...«

»Ich auch, ich auch. Und ich kann es kaum erwarten, den Roman zu verschlingen!«

»Wenn alles gutgeht, kann ich versprechen, dass mein Roman zu Weihnachten erhältlich sein wird ...«

Dieser Traumtänzer! Wer ihm wohl das Geld für den Druck geben wird? Theodor jedenfalls nicht. Und Johanna auch nicht, denn sie hat selber nichts. Natürlich könnte es sein, dass Auguste dumm genug ist, sich auf solch ein aussichtsloses Geschäft einzulassen ...

Es ist wieder spät geworden, als sich die Gäste des Salons mit herzlichem Dank und zahlreichen Lobessprüchen verabschieden und den Heimweg über die mondbeschiedenen Gassen antreten. Luise würde nur allzu gern nach Hause gehen, doch sie muss leider auf ihren Schwager warten, der noch mit Auguste und Johanna beisammensitzt, um die neueste Ausgabe der »Literarischen Fackel« zu besprechen. Gelangweilt bewegt sie sich durch das Zimmer, in dem das Hausmädchen schon Gläser und Geschirr abräumt, und bleibt neben der Vitrine stehen, um neidvoll die silberne Schale zu bewundern, die Auguste zur Geburt ihres Sohnes geschenkt bekam.

*Meiner geliebten Frau Auguste
zur Geburt unseres Sohnes Wilhelm
den 7. Februar 1863*

Drüben im Herrenzimmer unterhält sich Rittmeister von Kleiwitz noch mit zwei Bekannten, sie sprechen von dem Krieg, der drüben in Amerika zwischen den Süd- und den Nordstaaten tobt, und Luise denkt hoffnungsvoll daran, dass Oskar Possert mit Danuta und dem kleinen Christian vielleicht in die Kriegswirren geraten und dort umgekommen sein könnte.

»Und wie steht's mit der dänischen Sache?«, hört sie jemanden fragen.

»Oh, auch da wird es wohl früher oder später zum Krieg kommen«, erklärt Rittmeister von Kleiwitz. »Es kann ja nicht sein, dass sich die Dänische Krone Schleswig einverleibt. Da hat das Königreich Preußen auch ein Wörtchen mitzureden!«

»Wie auch immer – ein Krieg ist verdammt schlecht für den Handel!«

»Ganz im Gegenteil! Wenn Schleswig erst zu Preußen gehört, werden die Zölle ...«

Luise wird abgelenkt, weil ihr Schwager Ernst nun endlich bereit zum Heimgehen ist und sich auf seine liebenswerte Art bei ihr für die Verspätung entschuldigt. Der Abschied fällt kurz aus – Auguste dankt ihr nochmals für das schöne Blumengeschenk, Luise dankt für den wundervollen Abend, und Johanna wünscht ihrem Bruder und »seiner Begleitung« einen guten Heimweg.

Draußen ist es angenehm kühl, zarte Schleierwölkchen ziehen an der Mondsichel vorüber, hie und da blitzt ein Stern am Nachthimmel auf. In der Langen Gasse öffnet ihnen Traude mit der Lampe in der Hand und geht auf der Treppe voran, um ihnen zu leuchten. Doch im ersten Stock angekommen, fällt Luise ein, dass sie zum Einschlafen einen gewärmten Wein benötigt, und so muss Traude wieder hinunter, um das Gewünschte zu holen. Ernst ist mit seinem kostbaren Manuskript unter dem Arm bereits in den zweiten Stock hinaufgelaufen, und Luise will ihm gerade folgen, als sie zu ihrem Erstaunen männliche Stimmen aus

dem Wohnzimmer vernimmt. Das ist Theodor – er ist also zurück. Die zweite Stimme erscheint ihr fremd, daher tritt sie ein wenig näher zur Wohnzimmertür, denn es muss trotzdem ein Bekannter sein, sonst würde Theodor ihn doch nicht um diese Zeit im Wohnzimmer empfangen. Je nachdem, wer es ist, könnte es angebracht sein, den Herren »Guten Abend« zu wünschen und zu bemerken, dass sie in Begleitung ihres Schwagers den Salon der Frau von Kleiwitz besucht hat. Doch schon bei den ersten Worten, die sie verstehen kann, wird ihr klar, dass ihre Anwesenheit mit Sicherheit unerwünscht ist.

»Das Geld ist fällig, sobald ich sie aufgetrieben habe und Ihnen den Aufenthaltsort nenne ...«

»Nein. Erst wenn ich sie und den Jungen mit eigenen Augen gesehen habe!«

»Meinetwegen. Soll ich die beiden dann zu Ihnen bringen?«

»Das entscheide ich, wenn es so weit ist.«

Luise spürt, wie ihr schwindelig wird. Es muss sich um Danuta und den kleinen Christian handeln. Theodor hat diesen Menschen angeheuert, um sie zu suchen. Und wie es sich anhört, hat man ihre Spur gefunden. O Gott! Wenn sie Danuta und den Jungen tatsächlich zurückbringen, sind alle ihre Hoffnungen dahin.

Johanna

Es ist doch ein Kreuz mit Pawel! Oh, sie ist beinahe zu allem bereit gewesen, als er endlich aus Polen zurückgekehrt ist. Welche Angst hatte sie um ihn ausgestanden! Himmel und Hölle hat sie in Bewegung gesetzt, um ihn heil und gesund zurückzubekommen. Kopflos, wie sie vor Sorge gewesen ist, wäre sie beinahe noch selbst nach Polen gereist, um ihn zu retten. Und als er dann endlich vor ihr stand, hat sie ihm in ihrer Erleichterung erklärt, dass sie seinen Antrag nun annehmen wolle. Aber da gab ihr Herr Pawel Forster mit kühlem Lächeln zu wissen, dass er inzwischen nicht mehr an einer Heirat interessiert sei.

Es hat sie mehrere schlaflose Nächte und nicht wenige Selbstvorwürfe gekostet, aber sie hat sich ihren Ärger nicht anmerken lassen und ist ihm in den folgenden Monaten stets freundlich und hilfsbereit entgegengekommen. Mehr noch: Sie hat ihn gefüttert und seine Wäsche besorgt, sie hat die Bücher der Werft geführt, Rechnungen, Korrespondenzen und Lohnzahlungen erledigt, Aufträge hereingeholt und sich unablässig bemüht, Freunde und Gönner für die Forsterwerft zu gewinnen. Denkt Pawel vielleicht, der Reeder Jan Jonkers bestelle eine Zweimaster-Brigg bei der Forsterwerft, weil er ein so großer Bewunderer von Pawel Forsters Handwerkskunst ist? Nein, Jonkers lässt seine Schiffe auf der Forsterwerft bauen, weil er ein guter Freund ihres Vaters gewesen ist und Johanna seine Zuneigung klug zu nutzen weiß.

Keine Ehefrau hätte treuer an Pawels Seite stehen können als

sie, die all dies aus lauter Freundschaft und Zuneigung für ihn tut, obgleich er ihre ausgestreckte Hand rüde zurückgestoßen hat. Und? Wurde ihre Großmut belohnt? Hat sich Pawel schließlich besonnen und seinen lächerlichen Trotz abgelegt? O nein, dieser Dickschädel denkt gar nicht daran, ihr einen zweiten Antrag zu machen, den sie ganz sicher annehmen würde. Stattdessen genießt er ihr Entgegenkommen, lässt sich bedienen und verwöhnen und scheint große Freude daran zu haben, sie zwischen Tür und Angel hängen zu lassen. Weiß er nicht, dass die Leute über sie reden? Sie ist nicht taub, das lästerliche Getuschel in Augustes Salon hat sie wohl vernommen, und sie kann den Schwatzdrosseln nicht einmal einen Vorwurf machen, denn der Verdacht, über den sie sich die Mäuler zerreißen, liegt recht nahe.

Zugegeben – sie hat versucht, ihrem Ziel auch durch den Einsatz ihrer weiblichen Anziehungskraft näherzukommen. Was sich jedoch bald als eine höchst gefährliche Angelegenheit erwiesen hat. Denn Pawel gefällt ihr. Er gefällt ihr sogar sehr, so sehr, dass sie aufpassen muss, sich nicht in die eigenen Netze zu verstricken. Seit wann sie von solchem Verlangen geplagt wird, kann sie nicht mehr genau erinnern. Vielleicht war es schon von Anfang an so, aber weil sie ihren Berthold zärtlich und aufrichtig geliebt hat, wollte sie solchen Gefühlen seinem Sohn gegenüber keinen Raum geben. Und nach Bertholds Tod war sie viel zu unglücklich, um an einen anderen zu denken. Nein – wirklich begonnen hat es, als Pawel in Polen war und sie Angst um sein Leben haben musste. Da hat sie ganz deutlich gespürt, wie nah er ihrem Herzen ist und wie sehr sie sich wünscht, ihn in ihren Armen zu halten.

Oh, sie weiß ganz genau, dass auch er sie begehrt. Da kann er noch so sehr den Gleichgültigen spielen, seine Augen, seine Mimik, sein ganzes Verhalten verraten ihn. Es ist leicht, ihn herauszufordern, ein kleines Wort, ein Blick, eine Bewegung und sie spürt, wie sehr sie ihn getroffen hat. Eine Weile hat sie tatsächlich

gehofft, ihn auf diese Weise zu gewinnen. Aber er hat allen ihren Attacken widerstanden, und sie ist nicht bereit gewesen, einen Schritt weiter zu gehen und ihm unverblümt einen Antrag zu machen. Das verbietet ihr Stolz.

Also hat sie beschlossen, dass es so nicht weitergehen kann, und sie hat ihm einen vernünftigen, gut gemeinten und für sie beide höchst vorteilhaften Vorschlag unterbreitet. Und was hat sie zu hören bekommen?

»Du glaubst doch nicht im Ernst, dass ich eine Frau zum Geschäftsführer meiner Werft mache? So etwas Lächerliches habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gehört. Aber das passt zu dir, da zeigt sich wieder einmal das hochgeborene Patriziertöchterlein: Alles, woran du denken kannst, sind Geld und Geschäft!«

Dabei hat er ihre Hände, die er zuvor gefasst hatte, wieder losgelassen und sie regelrecht zurückgestoßen. Sie war zwar auf Bedenken seinerseits gefasst und hatte sich schon überlegt, in welchen Punkten sie nachgeben könnte, um zu einer vernünftigen Einigung mit ihm zu gelangen. Aber dass er gleich so zornig werden würde, hat sie nicht erwartet. Und leider sind dann auch ihr die Pferde durchgegangen.

»Hast du vielleicht geglaubt, Barbara und ich könnten von der Luft und der schönen Sonne leben?«, hat sie ihm entgegengeschleudert. »Erinnerst du dich daran, dass mein Haus mit einem Kredit belastet ist, den Berthold damals für die Gründung der Werft aufgenommen hat?«

»Den Kredit zahle ich ab, der muss nicht deine Sorge sein!«, hat er zornig gerufen und die Stoffserviette zusammengeknüllt, um sie auf den Tisch zu werfen.

»Es geht nicht allein darum! Ich arbeite für dich und für unsere Werft, und deshalb habe ich Anrecht auf einen Lohn! Oder auf einen Anteil an den Einkünften.«

Er hat sie angestarrt, als wollte er gleich über sie herfallen. Aber dann hat er sich zusammengenommen, und seine Stimme hat kalt und beherrscht geklungen.

»Also gut«, hat er gesagt. »Du führst die Bücher und erledigst allerlei Schreibereien – das habe ich dir nicht angetragen, sondern ganz im Gegenteil, du hast dich dazu gedrängt, und ich habe es schließlich geduldet. Aber sei's drum. Für diese Arbeit gehören dir von jetzt ab die Einkünfte aus den Schiffsbeteiligungen, die du so hartnäckig gegen meinen Willen durchgesetzt hast. Und für den Raum, den ich hie und da benötige, um meine Schiffszeichnungen anzufertigen, werde ich dir eine Miete zahlen. Bist du nun zufrieden?«

Das Angebot ist lächerlich, denn ihre Arbeit für die Werft ist weitaus mehr wert. Einstweilen gibt es nur eine einzige Schiffsbeteiligung, das ist die an der *Annemarie*, die nach dem misslungenen Stapellauf inzwischen auf der Ostsee unterwegs ist und sich als ein ausgezeichnetes Schifflin erwiesen hat. Bisher hat Jonkers ihnen jedoch erst zweimal einen Anteil am Gewinn dieser Handelsfahrten ausgezahlt, und auch der war nicht besonders hoch. Doch immerhin stehen weitere Zahlungen zu erwarten, und außerdem wird sie dafür sorgen, dass die Werft auch an anderen Schiffen eine Beteiligung erwirbt. Es ist der Spatz in der Hand. Aber da sie die Taube auf dem Dach nicht erhalten wird, muss sie sich vorerst damit zufriedengeben.

»Dann will ich, dass wir diese Abmachung schriftlich festlegen«, hat sie verlangt und damit seinen Zorn erneut angefacht.

»Vertraust du mir etwa nicht?«, hat er sie angeblafft.

»Doch, schon. Aber es könnte ja sein, dass dir etwas zustößt, und dann stehe ich mit leeren Händen da.«

Er hat einen Fluch gemurmelt und dann künstlich aufgelacht.

»Sorgst du dich deshalb, ich könne vom Blitz getroffen werden oder in der Mottlau ertrinken, meine schöne Stiefmutter? Keine

Angst, ich habe nicht vor, mein Leben leichtfertig aufs Spiel zu setzen.«

»Meine Sorge um dich hat damit gar nichts zu tun«, hat sie behauptet. Aber er hat sie nur ausgelacht und ist aufgestanden, um in sein Quartier zu gehen.

»Setz ein Schreiben auf – ich werde es gründlich lesen, und wenn es in Ordnung ist, werde ich es auch unterzeichnen. Gute Nacht!«

Damit hat er die Tür fest hinter sich zugeschlagen und ist die Treppe hinuntergepoltert. Sie hat oben im Zimmer gestanden und gehört, wie er noch ein paar kurze Worte mit der alten Barbara geredet hat, die wohl aus der Küche gelaufen kam. Dann ist er auf die Gasse hinaus und mit weit ausholenden Schritten davongeeilt.

»Ach, gnädige Frau«, hat Barbara geseufzt, als sie gleich darauf zu ihr ins Zimmer kam. »Was haben Sie da nur angerichtet. Nun ist er zornig, und dabei liebt er Sie doch!«

»Red keinen Unsinn, Barbara«, hat sie ärgerlich ausgerufen. »Wenn er mich ernsthaft lieben würde, hätte er heute um meine Hand angehalten.«

»Er ist verstockt, gnädige Frau«, hat Barbara traurig erwidert. »Aber er ist ein guter Junge, mein Pawel. Er wird sich schon besinnen.«

Natürlich – Barbara vergöttert ihren Pawel, den sie mit großgezogen hat und von dem sie nur das Beste glaubt. Kein Wunder, dass Pawel Forster solch ein Dickschädel ist – er wurde ja auch von Kind an von seiner Mama und der Angestellten Barbara nach Strich und Faden verwöhnt. Nur der Vater, ihr lieber Berthold, der konnte streng mit dem Sohn sein, aber auch er hat sein einziges Kind über alles geliebt und ihm vermutlich so manchen Streich verziehen. Nun sieht man, was dabei herauskommt.

Noch am gleichen Abend hat sie sich hingesetzt und schriftlich niedergelegt, dass die Einkünfte aus den Schiffsbeteiligungen der Forsterwerft von heute an der Johanna Forster, Witwe des Schiffsbauers Berthold Forster, zustehen. Was sowohl die derzeitigen als auch die zukünftigen Einkünfte aus weiteren Beteiligungen betrifft. Auch über die versprochene Miete, die monatlich zu zahlen ist, hat sie eine Vereinbarung aufgesetzt, wobei sie den Betrag offengelassen hat. Er soll die Höhe der Miete selbst festlegen, sie hat keine Lust, über solche Lappalien mit ihm zu streiten.

Der Sonntag ist vergangen, ohne dass Pawel sich in der Paradiesgasse eingefunden hätte. Johanna ist darüber keineswegs verwundert, doch die alte Barbara, die wohl gehofft hat, er wäre schon wieder versöhnt, ist recht enttäuscht über sein Fortbleiben.

»Ich hab ihn doch heute früh in der Kirche gesehen!«, jammert sie. »Da hat er mir zugelächelt, und später am Ausgang hat er ganz liebevoll meine Hand genommen, und ich hab ihn gebeten, zum Essen zu kommen.«

Barbara ist katholisch, wie es auch Pawels Mutter gewesen ist, die eine Polin war und darauf bestanden hatte, den Sohn katholisch zu erziehen. Allerdings ist Pawel – das weiß Johanna ganz sicher – kein eifriger Kirchgänger. Ein Wunder, dass er gerade an diesem Sonntag die Messe besucht hat. Das aufwendige Mittagessen, das Barbara für ihren lieben Pawel zubereitet hat, findet dennoch einen dankbaren Abnehmer, denn Johannas Bruder Ernst erscheint ganz unerwartet in der Paradiesgasse und hat nichts dagegen, zum Essen eingeladen zu werden.

»Ach, wie lieb von dir, Hannchen!«, seufzt er und legt sich drei Scheiben vom Rinderbraten auf den Teller. »Weißt du, in der Langen Gasse ist es momentan kaum auszuhalten. Theodor ist noch schlechter gelaunt als gewöhnlich und halst mir von früh bis spät alle möglichen Arbeiten auf, damit ich nur ja keine Zeit finde, an meinem Roman zu schreiben. Und Luise hat seit

einigen Tagen wieder ihre hysterischen Anfälle, sie kreischt ohne Grund plötzlich herum und bekommt dann ihre Migräne. Woran, ihrer Ansicht nach, vor allem das Personal, aber auch ich und Theodor schuld sind.«

»Ach, du Ärmster«, lächelt Johanna. »Ich dachte eigentlich, Luise hätte sich wieder gefangen, seit Danuta aus Danzig verschwunden ist. Du weißt ja, dass ich nicht gerade ihre Freundin bin, aber man muss Luise doch zugutehalten, dass es kein leichtes Los ist, die Ehefrau unseres Bruders Theodor zu sein.«

»Sie hätte ihn ja nicht zu heiraten brauchen«, meint Ernst schulterzuckend. »Man kann eine Verlobung auch wieder lösen. Ach ja – hast du beim letzten Salon bemerkt, wie wenig Annetta Jonkers sich mit ihrem Verlobten abgegeben hat? Richtig kühl hat sie ihn behandelt, beinahe vor den Kopf gestoßen ...«

Johanna kann dies bestätigen. Allerdings hat Dr. Riechert sich auch selbst wenig um seine Verlobte bemüht.

»Dieser windige Rechtsverdreher war viel zu beschäftigt, verschiedenen Damen seine Aufwartung zu machen, um sie über alle möglichen Dinge auszuhorchen, die ihm von Vorteil sein können«, sagt sie abfällig.

Ernst nickt dazu und kaut mit vollen Backen. Johanna kommt zu der Überzeugung, dass ihre Schwägerin Luise nicht umsonst so dünn ist; offensichtlich spart sie am Essen und steckt das Haushaltsgeld lieber in aufwändige Gewänder, weil sie glaubt, dies ihrer Position als Ehefrau des Theodor Berend schuldig zu sein. Von Auguste weiß sie, dass die Gäste, die in der Langen Gasse eingeladen waren, meist hungrig nach Hause gehen mussten, da die gebotenen Speisen zu knapp berechnet wurden. Anna Ernestine Gebauer musste sich sogar mit einem halben Bratpfel zum Nachtschiff zufriedengeben.

»Ich gebe dieser Verlobung höchstens noch zwei Wochen«, verkündet Ernst schadenfroh und trinkt Johanna zu. »Dann wird

Annemarie ihm den Laufpass geben und sich ein neues Opfer suchen.«

»Das könnte schon sein«, meint sie. »Allerdings wird sie es mit Riechert nicht so leicht haben wie mit seinen Vorgängern. Ich glaube nicht, dass er auf die Aussicht, Jonkers Schwiegersohn und Erbe zu werden, so einfach verzichten wird.«

»Was kann er schon tun, wenn sie die Verlobung löst?«

Johanna weiß es auch nicht. Aber sie ist beinahe sicher, dass Riechert für diesen Fall seine Vorkehrungen getroffen hat. Schließlich wusste er von Annemaries Unbeständigkeit, bevor er sich mit ihr verlobte.

»Vermutlich ist sie enttäuscht von ihm, weil er das Haus in der Frauengasse nun doch nicht für sie gekauft hat. Stell dir vor, Hannchen, er wollte es Theodor auf recht hinterhältige Weise abluchsen. Aber mit Theodor kann er solche Scherze nicht treiben, der hat ihn gleich durchschaut und die Sache abgebogen ...«

Das Haus in der Frauengasse ist ein heißes Thema für Johanna, und auch Ernst spricht nicht ohne verhaltenen Ärger von dem schönen, reich geschmückten Patriziergebäude, das einmal ihren Großeltern gehört hat. In dem Testament, das der Vater noch auf dem Sterbebett diktierte, hatte er es Johanna zugesprochen, und auch seinen jüngsten Sohn Ernst hatte er mit zwei Grundstücken in Neufahrwasser bedacht. Es ist eine traurige Tatsache: Theodor, der als ältester Sohn der Erbe des Handelshauses war, hat die jüngeren Geschwister um ihr Erbteil betrogen. Die große Halle, die er in Neufahrwasser hat bauen lassen, steht auf dem Grund und Boden, der eigentlich Ernst gehören sollte, und in dem Haus in der Frauengasse hatte Theodor zuletzt seine Geliebte Danuta und den gemeinsamen Sohn Christian untergebracht.

»Es steht immer noch leer«, berichtet Ernst ärgerlich. »Seit Danuta mit Christian auf und davon ist, hat er nichts daran ver-

ändern lassen. Die Fensterläden oben sind geschlossen, und im Hof macht sich die Familie des Kaufmanns Bröske breit, der unten seinen Laden hat. Es ist ein trauriger Anblick, wenn man daran vorübergeht.«

In ihrer jetzigen Lage ärgert es Johanna doppelt, dass Theodor sie so hinterhältig und gemein um ihr Erbe gebracht hat. Wenn sie dieses schöne Anwesen vermieten und daraus Einnahmen erzielen könnte, brauchte sie jetzt nicht Pawel um einen Lohn für ihre Arbeit anzubetteln. Sie hätte ihr eigenes Vermögen, sie könnte sogar einen Handel eröffnen, Waren kaufen und verkaufen und sich in ihrem eigenen Haus in der Frauengasse ein Kontor einrichten. Warum denn auch nicht? Der Handel ist ein eigenes Feld, dort geht es um Vertrauen und gute Geschäfte. Ein Handschlag, der etwas gilt, ist mehr wert als ein langer Kontrakt. Es hat schon etliche Frauen gegeben, die sich im Fernhandel bewährt haben, und sie ist sicher, dass sie es ebenfalls zustande bringen würde.

Nach dem Essen ziehen sich die Geschwister in das kleine Zimmer zurück, das Berthold einst für Johanna eingerichtet hat. Ernst setzt sich an den Schreibsekretär und arbeitet an den letzten Kapiteln seines Romans. Für Johanna hat er einen Stapel beschriebener Manuskriptblätter mitgebracht, die sie »sich einmal anschauen und ihre Meinung dazu sagen« soll. Wie immer tut sie dies mit kritischer Miene und streicht an, was ihr nicht gefällt, doch zwischendrin kann sie nicht verhindern, dass ihr aus dem Geschriebenen Bilder in den Kopf steigen. Dann nimmt sie ein leeres Blatt Papier und entwirft ein paar kleine Zeichnungen. Für ein paar glückliche Stunden sitzen die Geschwister beieinander und beschäftigen sich wie damals, als die Eltern noch am Leben waren und ihre Welt noch keine Risse bekommen hatte.

»Wenn es nur immer so sein könnte«, seufzt Ernst beim Abschied und umarmt Johanna herzlich. »Du bist zwar streng mit

mir, Hannchen, aber sehr oft hast du recht, und deine Zeichnungen sind allerliebste, sie gefallen mir hundertmal besser als Annettes Karikaturen.«

Natürlich erscheint Pawel an diesem Abend nicht in der Paradiesgasse – das hat Johanna auch nicht angenommen. Doch am folgenden Morgen ist er ebenfalls nicht zu sehen, obgleich er sonst die Gewohnheit hat, in aller Frühe eine Weile an seinen Zeichnungen zu arbeiten, bevor er hinüber auf den Strohdeich geht. Während sich Barbara nun schon um Pawels Gesundheit sorgt, fasst sich Johanna in Geduld. Natürlich lässt er sich Zeit, er ist wütend auf sie und hat keine Lust, das vorbereitete Dokument zu unterschreiben. Aber irgendwann wird er schon kommen, der Dickschädel, schließlich muss er seine Zeichnungen fertigstellen.

Pawel ist jedoch hartnäckiger, als sie vermutet hat. Er meidet die Paradiesgasse die ganze Woche über. Erst am Freitag taucht eine der beiden Frauen, die auf der Werft die Mahlzeit kochen bei Johanna auf und vermeldet: »Meister Forster lässt ausrichten, er könne die nächste Zeit nicht zum Zeichnen kommen.«

Die Frau steht breitbeinig vor ihr, einen Arm in die Seite gestützt, und starrt sie herausfordernd an.

»Hat er auch gesagt, aus welchem Grund?«, fragt Johanna.

Ein breites, schadenfrohes Grinsen erscheint auf dem Gesicht der Köchin. Es ist offensichtlich, dass auch sie glaubt, es gäbe ein Liebesverhältnis zwischen dem Meister und seiner Stiefmutter, das nun einen Knacks bekommen habe.

»Das ist, weil er zu viel Arbeit hat. Darum«, erklärt sie kurz angebunden, dreht sich um und geht davon.

»Es ist ja schön, dass es auf der Werft viel zu tun gibt«, meint Barbara zögernd, die das Gespräch mit angehört hat. »Und es ist anständig von Pawel, dass er sich für sein Fernbleiben entschuldigt, nicht wahr?«

Johanna schweigt und schüttelt wütend den Kopf. Aber sie geht hinauf in ihr Zimmer, wo sie die Bücher der Werft und auch das Bargeld aufbewahrt, schließt die Kasse auf und entnimmt ihr eine Summe, die sie sorgfältig quittiert: Der Anteil an der Schiffsbeteiligung, den Jonkers vor zwei Wochen hat überbringen lassen. Es steht ihr zu, er hat es selbst gesagt, und außerdem braucht sie dringend Geld, denn sie muss Steuern zahlen, Lebensmittel auf dem Markt einkaufen, Kerzen, Tinte und Papier gehen auch zur Neige, und wenn sie jetzt nicht die Kohlen für den Winter einkauft, muss sie später den doppelten Preis bezahlen.

Da mit Pawels Erscheinen in der Paradiesgasse so bald nicht zu rechnen ist, beschließt sie, ihre Freundin Auguste von Kleiwitz zu besuchen, um auf andere Gedanken zu kommen. Auguste hat Johanna von Anfang an in ihr Herz geschlossen und auch in schwierigen Zeiten, ohne Rücksicht auf ihren eigenen guten Ruf, treu zu ihrer Freundin gehalten. Was Johanna ihr hoch anrechnet. Vor allem aber ist Auguste auch Johannas Bruder Ernst sehr zugetan und fördert seine literarischen Ambitionen nach Kräften. Was sie sich leisten kann, denn Auguste stammt aus einer wohlhabenden Familie, die in Brandenburg mehrere Güter besitzt und auch in der preußischen Hauptstadt Berlin verschiedene Immobilien ihr Eigen nennt. Von den daraus resultierenden Einnahmen steht der lieben Auguste ein beträchtlicher Teil zu, den ihr Bruder ihr halbjährig zukommen lässt. Ja, Auguste kann sich mehr als glücklich schätzen: Sie ist finanziell unabhängig und abgesichert, hat einen liebenden Ehemann, der sie auf Händen trägt, und seit einem halben Jahr ist sie nun endlich auch Mutter. Der kleine Sohn hat sich erst nach zehn Ehejahren eingestellt, als Auguste und Klaus von Kleiwitz sich schon damit abgefunden hatten, kinderlos zu bleiben. Umso glücklicher sind sie nun, und wer immer Auguste besucht, muss den kleinen Wilhelm gebüh-

rend bewundern und sich die Geschichten der besorgten Mutter über Bauchkrämpfe, Schreianfälle, volle Windeln und die Segnungen des Fencheltees bei schlimmen Blähungen anhören. Was Johanna jedoch keine Mühe macht, denn sie liebt diesen kleinen Wurm, der so gar kein hübsches Kind ist und doch auf seine Weise gleich ihr Herz gewonnen hat.

»Hannchen!«, empfängt Auguste sie vorwurfsvoll, als sie das Wohnzimmer betritt. »Ich bin ernstlich böse mit dir! Seit über einer Woche hast du dich nicht mehr bei mir sehen lassen. Ich habe schon geglaubt, dich irgendwie beleidigt zu haben, und deinen lieben Bruder ausgefragt – aber er hat nur gemeint, du hättest so viel Arbeit mit den Büchern, die du für die Werft deines Stiefsohns führst ...«

»Da hat er allerdings recht«, gibt Johanna zu. »Die Lohnauszahlungen stehen an, da muss alles seine Richtigkeit haben ...«

»Papperlapapp!«, ruft Auguste und eilt auf sie zu, um sie in die Arme zu schließen. »Wenn er seinen Angestellten Löhne bezahlt, dann soll er das gefälligst selbst ausrechnen oder sich einen Angestellten dafür leisten. Ich werde nie verstehen, dass du deine Zeit für solche Gefälligkeiten verschwendest, anstatt mich zu besuchen. Weißt du eigentlich, dass Willilein schon zwei Zähnen hat? Und das dritte will gerade durchbrechen. Ach, der arme Kleine, er weint jede Nacht vor Schmerzen und seine Bäckchen sind ganz rot ...«

Tatsächlich ist auch jetzt wieder durchdringendes Geschrei zu vernehmen. Johanna folgt der aufgeregten Freundin hinüber ins Kinderzimmer. Dort versucht die Amme gerade, dem Kleinen gesüßten Grießbrei einzuflößen, doch Willilein zappelt mit Händen und Füßen so heftig, dass sie Mühe hat, den gefüllten Löffel zu seinem weit geöffneten Mund zu bewegen.

»Ja, was tun Sie denn da?«, schimpft Auguste. »Wollen Sie das Kind verhungern lassen? Wieso stillen Sie ihn nicht mehr?«

»Wie soll ich ihn stillen, gnädige Frau? Er beißt mir ja die Brust blutig ...«

»Du liebe Güte!«, regt sich Auguste auf. »Er hat nur zwei winzige, süße Zähnchen – stellen Sie sich nicht so an!«

Johanna nimmt den Kleinen auf den Arm und trägt ihn hinüber ins Wohnzimmer. Klein Willi lässt es sich gern gefallen, er liebt Johanna über alles und strahlt jedes Mal, wenn er sie zu sehen bekommt.

»Bringen Sie den Brei hinüber, ich füttere ihn schon!«

Auf Johannas Schoß sitzend mampft der Kleine nun zufrieden seine Mahlzeit, und Auguste ist so begeistert darüber, dass es ihr ganz gleich ist, wenn hie und da ein Spritzer auf den roten Samt des Sofas gelangt. Johanna hat dem zornigen Knaben listig einen Teelöffel in die kleine Faust gegeben, damit fuchelt er stolz herum und lässt sich nebenbei anstandslos füttern.

»Siehst du? Er wollte den Löffel haben. Wenn er so weitermacht, kann er bald alleine essen!«

»Ach, Hannchen! Wie du mir gefehlt hast! Dies ist nun schon die fünfte Amme, aber sie ist genauso unfähig wie ihre Vorgängerinnen. Mein Gott – wie er das Mäulchen aufreißt! Mein armer kleiner Schatz wäre bei dieser dummen Person beinahe verhungert!«

Da Willilein nun satt und zufrieden in den Armen seiner Mutter liegen darf, kommt Auguste gleich auf ein anderes ihrer Lieblingsthemen zu sprechen. »Mein liebes Hannchen, du musst endlich an deine Zukunft denken. Ich weiß ja, dass das Haus, das dein Ehemann dir hinterlassen hat, belastet ist und dass du weiter keine Einkünfte hast. Deshalb wundert es mich sehr, dass du deinen Schwiegersohn so verwöhnst und in deinem Haus aufnimmst und auf diese Weise Anlass zu dummen Gerüchten in Danzig gibst.«

»Du glaubst doch nicht wirklich, dass zwischen mir und Pawel ...«, ereifert sich Johanna.